

Hubert Wetzel  
Amerika – Land der unbegrenzten Widersprüche





HUBERT WETZEL

**AMERIKA**  
LAND DER  
UNBEGRENZTEN  
WIDERSPRÜCHE

Menschen und Mythen,  
Freiheit und Wahn

GOLDMANN

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe Mai 2024

Copyright © 2024: Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Eckard Schuster

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagmotive: God Bless America: Roger May; Waffe: gettyimages /  
The Image Bank / Peter Dazeley; Denver: gettyimages / The Image Bank /

John Coletti; Cowboy: gettyimages / Stone / John P Kelly;

Kapitol: Manuel Balce Ceneta

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

EB · CF

ISBN 978-3-442-31733-2

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

# Inhalt

<b>1</b>	What the f**k, America? – Washington, D.C. . . . . .	7
<b>2</b>	Cowboys – Nevada . . . . .	27
<b>3</b>	Indianer – South Dakota . . . . .	40
<b>4</b>	Sheriffs – Colorado, Arizona . . . . .	55
<b>5</b>	Waffen I – Texas, Montana . . . . .	69
<b>6</b>	Waffen II – Maryland, Colorado, Pennsylvania . . . . .	93
<b>7</b>	Gott – Washington State, Idaho . . . . .	121
<b>8</b>	Drogen – West Virginia . . . . .	143
<b>9</b>	Grenze – Texas, Kalifornien . . . . .	171
<b>10</b>	Veteranen – Georgia, Mississippi . . . . .	197
<b>11</b>	Country – On the road . . . . .	223
<b>12</b>	Good luck, America! – Brüssel . . . . .	243



## Kapitel 1

# **What the f\*\*k, America?**

*Washington, D.C.*

Sagen wir es, wie es ist, dann ist es raus: Ich liebe Amerika. Ich weiß, dass sich das auf Deutsch ein bisschen seltsam anhört. Es klingt übertrieben, denn bei uns ist das große Wort »Liebe« normalerweise für andere Dinge reserviert, die man sehr gerne mag. Für die Frau selbstverständlich, den Mann, die Kinder. Die Amerikaner sind in dieser Hinsicht nicht so zurückhaltend, die lieben alles. Jedenfalls sagen sie es bei jeder Gelegenheit. Ich liebe dies, ich liebe das. »I love America« – auf Englisch ist an diesem Satz ganz und gar nichts Ungewöhnliches. Vielleicht hat das auf mich abgefärbt in all den Jahren, die ich in den Vereinigten Staaten verbracht habe.

Und bevor nun jemand protestiert oder mich missversteht: Ich liebe bestimmt nicht jeden Amerikaner, nicht jede amerikanische Regierung und schon gar nicht jeden amerikanischen Präsidenten. Mir ist schon klar, dass es Gründe gibt, Amerika nicht zu lieben, jede Menge sogar. Es gibt Gründe, sich vor Amerika oder, wenn man dort wohnt, in Amerika zu fürchten. Oder an Amerika zu verzweifeln. Wie könnte ich das übersehen? Ich habe vier Jahre Donald Trump in Amerika mitgemacht, eintausendvierhunderteinundsechzig Tage, an denen er als Präsident sein Unwesen getrieben hat. Ich habe jeden einzelnen dieser Tage erlebt und ertragen, an jedem dieser Tage über Trump nachgedacht, über ihn gelesen oder geschrieben. Am Ende dieser Zeit

hauste der Präsident wie ein ungebetener Gast in meinem Kopf, er hatte sich dort eingenistet wie ein kleiner, bössartiger, nervender *Homunculus trumpensis* und ging nicht wieder weg.

Es ist deswegen kein Zufall, dass die Überschrift zu diesem Vorwort aus einer höchst anstößigen Wendung besteht, die man unter zivilisierten Menschen in den USA besser nur verwenden sollte, wenn man erstens echtes, tief empfundenes, ungläubiges Entsetzen zum Ausdruck bringen will, aber zweitens bestimmt keine kleinen Kinder anwesend sind, die nachplappern könnten, was sie hören. Mein jüngster Sohn, der in Amerika in die Grundschule gegangen ist, wäre zur Direktorin ins Büro geschickt und gerüffelt worden, hätte er das F-Wort im Unterricht gesagt. Aber wer sich in den vergangenen Jahren mit Amerika beschäftigt hat, dem sind dieses verbotene Wort und dieser Gedanke vermutlich oft durch den Kopf gegangen: F\*\*k – was zum Teufel ist eigentlich los da drüben? Auch darum wird es in diesem Buch gehen, mehr vielleicht, als ich es mir wünschen würde.

Doch es nützt nichts, sich um die Wahrheit zu drücken. Verschiedene Menschen mögen – lieben – verschiedene Länder. Aus verschiedenen Gründen: weil die Bewohner dort nett und interessant sind, weil das Essen gut, die Sprache schön, das Klima bekömmlich, die Landschaft spektakulär, die Kultur faszinierend oder das Leben ganz allgemein an jenem Ort besonders erfreulich ist. Für mich ist dieses Land Amerika – nicht aus allen gerade genannten Gründen, aber aus einigen, vor allem jenen, die mit Menschen zu tun haben. Es gibt ein Lied, das der amerikanische Folksänger Woody Guthrie vor mehr als achtzig Jahren geschrieben hat und das »This Land Is Your Land« heißt. Guthrie neigte nicht zu Heimattümelei. Er hatte eine Gitarre, auf der stand: »This machine kills fascists«. Dieses Gerät tötet Faschisten. Das zeigt, was er über die Zustände in seinem Land dachte. Guthrie war ein kritischer Geist, ein klarsichtiger Sozialist – so verdächtig, dass die allzeit wachen Kommunistenjäger vom FBI



hinter ihm her waren. Zugleich steckte in Woody Guthrie immer noch so viel amerikanischer Patriot, dass er für sein Lied über sein Land einen einfachen Refrain dichtete, der so ging: »This land is your land, this land is my land, this land was made for you and me.« Dieses Land gehört dir, dieses Land gehört mir. Dieses Land wurde für dich und mich gemacht. Mich hat das »you« in dieser Zeile immer angesprochen.

Ich habe drei Mal in den Vereinigten Staaten gelebt. Zum ersten Mal in den Achtzigerjahren, ungefähr von August 1987 bis Juli 1988. Ich war damals sechzehn, siebzehn Jahre alt und Austauschschüler an einer Highschool in Aurora, Colorado. Das ist eine Gegend, die so aussieht, wie ein Teenager aus dem Weser-Ems-Land sich Amerika vorstellte, weil er Amerika bis dahin eben vor allem aus der Marlboro-Werbung im Kino kannte: Prärie, Berge, ein endloser Himmel und am Horizont die schimmernde Skyline von Denver. Dazu gigantische Malls mit Läden, von denen man zwischen Oldenburg und Bremen noch nicht einmal gehört hatte. Pizza mit Schinken und Ananas, breite Highways und ein riesiger Schulparkplatz, weil die Elft- und Zwölftklässler schon alle mit dem eigenen Auto angefahren kamen, so wie meine Gastgeschwister. Ich habe mir das alles staunend angeschaut.

Wahrscheinlich war dieses Jahr in Amerika längst nicht immer so großartig, wie ich es in Erinnerung habe. Einer jener autofahrenden Zwölftklässler, den ich flüchtig kannte, hat sich bei einer Party mit einer Pistole in den Kopf geschossen, weil er betrunken und depressiv war und meinte, russisches Roulette mit der Waffe seines Vaters spielen zu müssen – eine nicht ganz untypische amerikanische Jugendgeschichte. Teenager in Amerika zu sein, war schon damals nicht leicht, die Vorstadt-idylle von Aurora war zuweilen weniger idyllisch, als sie aussah. Es dauerte dann auch nur noch fünf Jahre, bis die Band Nirvana ihren Highschool-Hit »Smells Like Teen Spirit« hinaus in die Welt knallte. Der Text des Songs hat zwar keine nennenswerte

inhaltliche Aussage. Aber das Video – es war die große Zeit von MTV – war praktisch ein Aufruf an Amerikas Schülerinnen und Schüler zur Revolte. Wie auch immer: Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich während meines Jahrs als Austauschschüler in Colorado nie echtes Heimweh hatte.

Vor einigen Jahren war ich beruflich noch einmal in Aurora. Ich war früh am Morgen in einem Schneesturm unterwegs zu einem Gesprächstermin. Und plötzlich tauchten aus dem weißen Gestöber Gebäude auf, die mir bekannt vorkamen. Ich fuhr an einem Schwimmbad vorbei, an einem Baseball-Feld und an einem Football-Stadion. An einer Straßenecke stand dann da das Schild, das ich ein Jahr lang jeden Tag gesehen hatte: »Overland High School«. Oh, dachte ich für einen Augenblick, gleich fängt die Schule an. Erste Stunde, American History beim strengen Mister Hanson.

Das zweite Mal war ich Anfang der Nullerjahre in den USA, von 2003 bis 2005. Ich war Korrespondent der *Financial Times Deutschland*, einer Tageszeitung, die es nicht mehr gibt, und wohnte in Washington. Das waren, was Politik angeht, keine einfachen Jahre: George W. Bush war der amerikanische Präsident, er galt in Deutschland als tumber, europafeindlicher und dazu noch schießwütiger Haudrauf – als Cowboy. Die Welt hatte damals noch keine nähere Bekanntschaft mit Donald Trump gemacht.

Ich war gerade erst in Washington angekommen, da marschierten die Amerikaner im März 2003 im Irak ein. Die Bundesregierung war gegen diesen Krieg, was dazu führte, dass der damalige deutsche Botschafter von der Bush-Regierung monatelang geschnitten wurde. Zum großen Fest am Tag der Deutschen Einheit im Garten der Botschafterresidenz, bei dem es zur Freude der Washingtoner Gesellschaft immer reichlich Bier aus Bayern und Bratwürstchen gab, schickte das Weiße Haus nur einen drittrangigen Vertreter. Wenn hingegen damals eines der kleinen baltischen Länder, die die Irak-Invasion unterstützt

hatten, seinen Unabhängigkeitstag beging, schaute bei der Party Vizepräsident Dick Cheney, Verteidigungsminister Donald Rumsfeld oder ein anderes Mitglied der berüchtigten Neocon-Fraktion vorbei. Dem deutschen Botschafter trieb diese protokollarische Missachtung bei einem Gespräch einmal buchstäblich die Tränen in die Augen.

Bush und seine Leute hatten Spaß daran, die Deutschen für ihre mangelnde Kriegsbegeisterung zu bestrafen. Das machte die Arbeit als Journalist in der amerikanischen Hauptstadt nicht leichter. Viele Leute in Behörden und Ministerien durften oder wollten nicht mit der deutschen Presse reden. Zuweilen half dieser Status als Ausgestoßener aber auch. Ich hatte zu jener Zeit einen guten Bekannten – eine »Quelle«, wenn man es hochgestochen ausdrücken will –, der in der Geheimdienstabteilung des US-Außenministeriums arbeitete. Mit ihm traf ich mich ab und an in der Cafeteria des State Department, um Tee zu trinken und über die aktuelle Lage zu plaudern. Dieser Diplomat war kein Bush-Freund, er hielt den Präsidenten für einen Wiedergänger des deutschen Kaisers Wilhelm II. – auch er hatte noch keine nähere Bekanntschaft mit Donald Trump gemacht –, und es fiel ihm sichtlich, an einem dienstlichen Ort mit dem Feind Umgang zu pflegen. Er war ein vornehmer Herr und leidenschaftlicher Segler, Spross einer alten, prominenten Ostküstenfamilie und ein wenig snobistisch. Aber er war auch ein sehr kundiger und amüsanter Gesprächspartner. Ein, zwei Mal hat er mir Dinge verraten, die fast streng geheim waren. Einige Zeit nach meiner Rückkehr nach Deutschland las ich dann eines Morgens in den Meldungen der Nachrichtenagenturen, dass mein Freund verhaftet worden war. Offenbar hatte er sich nicht nur verbotenerweise mit einem deutschen Journalisten getroffen, sondern auch mehrere Jahrzehnte lang für das kommunistische Regime in Kuba spioniert. Und zwar richtig *spioniert* – einschließlich konspirativer Treffen mit Agenten und verschlüsselter Funksprüche. Aber er flog auf und wurde zu lebenslanger Haft verurteilt.

Normalerweise ist Washington nicht so abenteuerlich. Und es ist auch so: Washington liegt zwar in Amerika, aber Washington ist nicht Amerika. Es ist wichtig, das zu wissen und nie zu vergessen. Deswegen noch einmal: Washington ist nicht Amerika. In vielerlei Hinsicht hat Washington (oder New York City, San Francisco oder eine der anderen Küstenstädte, in die europäische Touristen zumeist reisen) mit dem Rest von Amerika sogar dezidiert nichts zu tun. Manche Korrespondenten lernen das schnell, manche lernen es auch nach langer Zeit nicht. Ob man es lernt oder nicht, wirkt sich deutlich auf die Qualität der Berichterstattung aus, die man daheim abliefern. Die Überraschung über Trumps Wahlsieg im November 2016 zum Beispiel wäre in Deutschland womöglich etwas kleiner gewesen, hätten deutsche Journalisten in den Jahren davor etwas mehr Zeit in den sterbenden Industriestädten von Ohio oder Michigan verbracht.

Jedenfalls hat sich während der Zeit, als George W. Bush in Washington regierte, außerhalb der Hauptstadt kaum jemand darum gekümmert, ob der deutsche Bundeskanzler und der amerikanische Präsident nun gerade beste Freunde oder heftig zerstritten waren. Draußen im Land traf man überwiegend Menschen, die sich ehrlich freuten, dass ein ausländischer Reporter sie besuchte, noch dazu einer von der anderen Seite des Atlantiks. Die Leute wussten ein bisschen was über Deutschland, weil sich vielleicht eine ihrer Urgroßmütter einst in Bremen auf einem Auswandererdampfer eingeschifft hatte. Oder weil ein Onkel während des Kalten Kriegs als Soldat in Hessen stationiert gewesen war. Sie kannten Mercedes, BMW und die Autobahnen ohne Tempolimit. Sie fanden es gut – und ein bisschen erstaunlich –, dass sich jemand von so weit weg für ihr Leben interessierte und für ihre Sorgen, die sich um alle möglichen Dinge drehten, aber sicher nicht um das diplomatische Drama zwischen Berlin und Washington.

So war es auch noch, als ich zum dritten Mal in den Vereinigten Staaten gelebt habe, von 2016 bis 2022. Vier von diesen

sechs Jahren, in denen ich für die *Süddeutsche Zeitung* aus Washington über Amerika berichtet habe, war Donald Trump der Präsident. Und man übertreibt nicht, wenn man feststellt, dass diese vier Trump-Jahre vier furchtbare Jahre waren – dunkel und unerbittlich wie eine alttestamentarische Plage, die über das Land kommt. Trump ist nicht nur ein skrupelloser Mensch, der alles tut, um Macht und Geld an sich zu raffen. Trump ist auch jemand, der sich am Leid anderer erfreut. Er macht gerne kaputt – Dinge und Menschen. Ich halte das für einen widerwärtigen Charakterzug – und für einen sehr gefährlichen. Denn wenn sich ein New Yorker Immobilienentwickler so benimmt, ist das eine Sache. Wenn hingegen der führende Vertreter des Staates es tut, ist es pures Gift für eine Gesellschaft. »Trump hat immer schon andere Menschen verspottet«, hat Maureen Dowd, die berühmte Kolumnistin der *New York Times* einmal über Trump geschrieben, den sie seit Jahrzehnten kennt. »Aber als er diese Angewohnheit mit sich ins Präsidentenamt gebracht hat, war das, als habe er das Virus der Grausamkeit in die politische Blutbahn injiziert.« Die Folgen für die USA waren katastrophal. Amerika wäre in den vier Jahren, in denen es von Trump regiert wurde, fast zerbrochen. Das ist zwar nicht passiert. Aber es lag nicht daran, dass Donald Trump und seine Gefolgsleute nicht alles versucht hätten, um Amerika zu zerbrechen. Es lag daran, dass am Ende eine Mehrheit der Amerikaner gesehen hat, was der Präsident dem Land antut, und sich an einem Dienstag im November 2022 dagegen gewehrt hat. Und zwar auf jene großartige Art, die der ältesten Demokratie der Neuzeit angemessen ist: friedlich an der Wahlurne.

Doch selbst in den schwärzesten Tagen der Trump-Herrschaft haben meine Familie und ich uns in Amerika immer wohlgefühlt. Natürlich gab es Dinge, die das Leben dort schwierig und kompliziert gemacht haben. Meine Frau hat sechs Jahre lang die bürokratische Schikane hinnehmen müssen, dass die Ehepartnerinnen oder -partner von ausländischen Korrespondenten zwar

ein Visum erhalten, aber keine Arbeitserlaubnis. Sie dürfen in den Vereinigten Staaten wohnen, aber kein Geld verdienen. Das war nicht leicht, und ich bin meiner Frau sehr dankbar, dass sie das mitgemacht hat. Trotzdem waren wir in Amerika im besten Sinn des Wortes zuhause, selbst als Trump im Weißen Haus saß. Dabei hat geholfen, dass die eine Hälfte der Amerikaner, zu der praktisch alle unsere Nachbarn und Freunde gehörten, vom Präsidenten genauso entgeistert waren wie wir. In dem hübschen, wohlhabenden, linksliberalen Vorort von Washington, in dem wir gewohnt haben, gab es zwar auch den einen oder anderen Republikaner. Aber es gab keine wüsten Trumpisten, die einem Angst gemacht hätten.

Die andere Hälfte der Amerikaner war von Trump bedauerlicherweise höchst begeistert. Doch auch das ließ sich ertragen. Das wiederum hatte mit einem sehr amerikanischen Paradox zu tun: Trump hat in den USA zwar sehr viel Hass und Aggression an die Oberfläche geholt, er hat die Bürger seines Landes regelrecht aufeinandergehetzt. Journalisten haben ihren Teil davon abbekommen: Der Präsident hat die Leute, deren Beruf im »First Amendement«, dem ersten Zusatzartikel zur amerikanischen Verfassung, ausdrücklich geschützt wird, als »Feinde des Volkes« bezeichnet. Gleichzeitig waren deutsche Bekannte immer erstaunt, wenn ich ihnen erzählt habe, dass ich so gut wie nie einen unfreundlichen Trump-Anhänger getroffen habe. Das mag etwas verkürzt ausgedrückt gewesen sein. Für die Neonazis zum Beispiel, die im August 2017 mit Fackeln durch Charlottesville, Virginia, marschierten und antisemitische Parolen brüllten – und denen Trump später bescheinigte, unter ihnen seien auch »sehr anständige Leute« gewesen –, gilt dieses Urteil natürlich ausdrücklich nicht.

Doch die allermeisten Trump-Wähler, die ich kennengelernt habe, waren keine Fanatiker, Neonazis, Rassisten, religiösen Eiferer oder Demokratieverächter, sondern ganz normale Amerikanerinnen und Amerikaner: Arbeiter, Angestellte,

Feuerwehrleute, Polizisten, Lehrerinnen, Bauarbeiter, Militär-veteranen, Handwerker, Pensionäre. Sie hatten politische An-sichten, die ich nicht teilte, die ich für gefährlich, dumm, falsch oder verdreht hielt und die oft nichts mit der Realität zu tun hatten. Sie huldigten einem Mann – oder gaben ihm zumin-dest bei Wahlen ihre Stimme –, der sich weder um Amerika noch um seine Wähler scherte, noch nicht einmal um seine Familie. Sondern der sich nur für sich und seinen Kontostand interessierte und allen Werten und Idealen Hohn sprach, auf denen die Vereinigten Staaten einst gegründet wurden und die sie groß gemacht haben. Aber nur sehr wenige dieser Leute waren aggressiv oder verbissen. Man konnte fast immer prob-lemlos und höflich mit ihnen reden und ihnen Fragen stellen, auf die man dann auch Antworten bekam. Das war ein großer Unterschied zu den Pegida-Demonstranten, Montagsspazier-gängern und AfD-Schreihälsen, von denen meine Kolleginnen und Kollegen in Deutschland Prügel angedroht bekamen. Dass ihre Freundlichkeit die Trump-Anhänger nicht zwangsläufig weniger gefährlich für Amerikas Demokratie machte, konnte man dann am 6. Januar 2021 erleben, als sie in Washington das Kapitol stürmten.

Als ausländischer Korrespondent hatte ich das Privileg – zu-mindest habe ich es stets so empfunden –, dass es nicht zu mei-nen Aufgaben gehörte, die Menschen in dem Land, in dem ich Gast war, zu erziehen, sie über Richtiges und Falsches aufzuklä-ren oder ein Urteil über sie zu fällen. Zu Donald Trump musste ich eine Meinung haben, das war mein Job. Diese Meinung hatte ich, und es war immer die denkbar schlechteste, die mir am je-weiligen Tag einfiel. Aber was Trumps Wähler anging, bestand meine Arbeit vor allem darin, sie zu treffen, ihnen zuzuhören und darüber zu schreiben, was sie denken und tun. Ob mir ihr Denken und Tun gefiel oder nicht, konnte ich für mich behal-ten. Dieser professionelle Abstand gibt einem eine gewisse Frei-heit im Umgang mit Menschen. Man ist als Journalist dann wie

ein Emissär des Roten Kreuzes, wie ein Neutraler mit weißer Armbinde, der sich zwischen zwei kämpfenden Armeen bewegen kann und nicht als Feind gilt. Deswegen bin ich mit Trump-Anhängern eigentlich meistens gut ausgekommen, zumindest in den ersten Jahren nach 2016. Je länger Trumps Regierungszeit dann dauerte, je erratischer und autokratischer der Präsident sich benahm, desto irrer und paranoider wurden dann aber auch seine Fans. Und desto unergiebig und unangenehmer wurden die Begegnungen mit Menschen, die Trump immer noch als den Retter Amerikas sahen.

Warum beschreibe ich das alles so ausführlich? Aus zwei Gründen: einerseits, um meine Zuneigung zu Amerika etwas zu erklären. Ich habe gut zehn Jahre meines Lebens in den USA verbracht. Mein ältester Sohn wurde 2004 in Washington geboren, was ihn zu einem amerikanischen Staatsbürger macht. Wenn er in die Vereinigten Staaten reist, zeigt er bei der Grenzkontrolle am Flughafen seinen blauen Pass vor und wird von dem Beamten mit den Worten »Welcome home« begrüßt: Willkommen zuhause. Meine Kinder sind in Bethesda, Maryland, zur Schule gegangen, einer typischen amerikanischen Suburb an der Grenze zur Hauptstadt Washington. Sie haben dort einen prägenden Teil ihrer Kindheit und Jugend verbracht, mit allem, was dazugehört: Halloween, Thanksgiving, Soccer, Baseball, gelbe Schulbusse. Zum Ende hin sprachen sie Englisch miteinander, und sie sprachen es besser als Deutsch. Als wir nach sechs Jahren in Amerika nach Europa zurückgezogen sind, war das für alle ein sehr schwieriger Abschied.

Da ich das Glück hatte, für eine Zeitung zu arbeiten, die Auslandsberichterstattung ernst nimmt und ihre Korrespondenten reisen lässt, was teuer und heutzutage längst keine Selbstverständlichkeit mehr ist, bin ich viel herumgekommen in den Vereinigten Staaten – von Washington State bis Florida, von Montana bis Texas, »from California to the New York island, from the Redwood Forest to the Gulf Stream waters«, wie Woody



Guthrie singt. Ich habe ganz im Süden der USA am Ufer des Rio Grande gestanden und ganz im Norden am Ufer des Yellowstone River. Ich war am Golf von Mexiko, am Atlantischen Ozean und am Pazifik, wobei ich mich in den nicht hineingetraut habe, weil es März und das Wasser so eisig war, dass nur ganz besonders furchtlose und kälteresistente Wesen es darin ausgehalten haben: die Seelöwen und mein jüngster Sohn. Ich war nicht in jedem der fünfzig US-Bundesstaaten, aber dafür in vielen, in die sich kaum je Reisende aus Übersee verlaufen – ganz zu schweigen von meinen freundlichen, linksliberalen Nachbarn aus meinem Washingtoner Vorort, die in den Ferien lieber eine Woche lang nach Amsterdam oder ins Piemont gefahren sind als nach Tennessee oder Alabama. Und immer und überall, an jedem Ort und zu jeder Zeit, war ich willkommen.

Einmal war ich in Harlan County, einem Landkreis im Osten von Kentucky, wo die Berge so steil und die Täler so tief sind, dass die Sonne erst am späten Vormittag hoch genug steht, um Licht und Wärme zu spenden. Am frühen Nachmittag ist sie dann wieder weg, und es wird dunkel. In Harlan County wurde über Generationen hinweg schwarze, fettig glänzende Kohle gefördert, und es gibt dort immer noch einige Gruben. Eine Gruppe von Bergleuten blockierte damals wochenlang einen mit Kohle beladenen Güterzug. Sie zelteten mit ihren Familien auf dem Gleis, auf dem die Waggons standen, um eine pleitegegangene Bergbaufirma, der die Kohle gehörte, dazu zu zwingen, ihnen ihre ausstehenden Löhne zu bezahlen. Die Menschen, die ich dort in der schwülen Hitze eines Südstaatensommers getroffen habe, waren einfach und nicht sehr gebildet. Die Männer hatten Oberarme wie Keulen und Fäuste, so rot und hart wie Backsteine. Man sah ihnen die Last ihres Alltags und der gefährlichen Arbeit unter Tage an. »Damn these hard times, damn the coal mines, damn the good dreams gone cold«, lautet eine Zeile in einem Lied des Country-Sängers Chris Knight, der aus Kentucky stammt. Verflucht seien diese harten Zeiten, verflucht

seien die Kohlebergwerke, verflucht seien die schönen Träume, die erkaltet sind. Das beschreibt die Härte des Lebens in Harlan County recht gut.

In manchen Kreisen in Amerika, in denen man sich auf die eigene, angeblich ganz besonders große Toleranz auch ganz besonders viel einbildet, werden Leute wie diese Kohlekumpel abfällig als »Rednecks« oder »Hillbillys« bezeichnet, als Hinterwäldler. Oder auch als »White Trash«, als weißer Müll. Die meisten der Leute, die auf den Gleisen zelteten, waren vermutlich auch Trump-Wähler. Einer hatte auf der Rückbank seines Pick-up-Trucks eine Waffe liegen, eines jener berühmtesten AR-15-Sturmgewehre, von denen später noch die Rede sein wird. Aber diese Frauen und Männer waren warmherzig, offen und voller Vertrauen in Gott und in ihre Nachbarn. Sie kamen sehr gut mit den Mitarbeitern eines neokommunistischen Podcast-Kollektivs aus, das sich Trillbilly Worker's Party nannte und in einem Dorf in der Nähe seine Sendung machte. Die Bergleute glaubten sogar an die Institutionen und den Gerechtigkeitsinn des Staates: Sie protestierten auf dem Bahndamm, aber zugleich verklagten sie die Bergbaufirma, die ihnen Geld schuldete, vor Gericht. Am Ende gewannen sie. Wenn ich also schreibe, dass ich während meiner Zeit in Amerika genügend Gelegenheiten gefunden habe, um das Land und die Menschen zu lieben, dann weiß ich, so glaube ich, wovon ich rede.

Ich kann deswegen auch nicht viel mit dem Antiamerikanismus anfangen, der einem in Deutschland und Europa ständig in verschiedenen Ausformungen und Abstufungen begegnet. Es gibt bestimmt sehr viel zu kritisieren an der amerikanischen Außen- und Innenpolitik der vergangenen Jahrzehnte. Und Menschen, die in Südamerika oder Südostasien leben, mögen aus guten, nachvollziehbaren Gründen ein sehr negatives Bild von der Rolle haben, die die USA in ihrer Region gespielt haben. Als Europäer bin ich mir aber doch ziemlich sicher, dass Amerikas Präsenz auf meinem Heimatkontinent weit mehr Menschen-

leben gerettet als gekostet hat. Ich wohne jetzt in einem Dorf in der Nähe von Brüssel, in dem die Straßen und Tram-Stationen nach Einwohnern benannt sind, die im Ersten und Zweiten Weltkrieg getötet wurden – von Deutschen. Da, wo meine Wohn- von der Hauptstraße abbiegt, steht ein Schild, das den Weg zu dem Städtchen Malines weist. Auf Flämisch heißt der Ort Mechelen. Von dort aus wurden während des Zweiten Weltkriegs etwa 28 000 belgische Juden nach Auschwitz deportiert, knapp die Hälfte der jüdischen Bevölkerung des Landes. Die meisten kamen nicht zurück.

Man muss nur einen der stillen amerikanischen Soldatenfriedhöfe in Belgien oder Nordfrankreich besuchen, um vor Augen geführt zu bekommen, welchen Preis die Vereinigten Staaten bezahlt haben, um Europa binnen fünfzig Jahren gleich zwei Mal vor meinen Vorfahren zu retten. Da liegen unter einem makellosen Rasen Tausende Jungs aus Kansas, New York, Iowa, Mississippi oder Wyoming, die gestorben sind, weil Menschen wie meine Großväter auf sie geschossen haben. Wenn man in Amerika über Land fährt, sieht man in den Städtchen entlang der Straße sehr oft Denkmäler, die an die Soldaten aus diesem Ort erinnern, die in Europa gefallen sind, in Flandern, in den Argonnen, in der Normandie, in der Eifel – viel zu weit weg von zuhause. Ich war im Herbst 2016 in Johnstown, Pennsylvania, bei einer Wahlkampfrede von Trump. Die Eishockeyhalle, in der er auftrat, diente zugleich als Gedenkstätte für die Kriegstoten aus der Gegend. In einer Vitrine lag dort ein kleiner Brocken Beton von einem Pfeiler jener berühmten Brücke in Remagen, auf der die US-Truppen – unsere Befreier – im März 1945 den Rhein überquert hatten: ein Stückchen deutsch-amerikanisch-europäischer Geschichte, heimgebracht von einem GI und ausgestellt in einem Glaskasten in einer heruntergekommenen Industriestadt in den Appalachen. Ich fand das bewegend, und meiner Meinung nach ist die Erinnerung daran, was Amerika damals für Europa getan hat, ein guter Grund für ein wenig Dankbarkeit.